

Mark-Georg Dehrmann (Berlin)

Alexander Honold: *Nach Olympia. Hölderlin und die Erfindung der Antike*. Berlin: Verlag Vorwerk 8, 2002.
ISBN 3-930916-51-7.

Die olympischen Spiele sind eine der wenigen antiken Institutionen, die sich, wenigstens dem Namen nach, im allgemeinen Bewusstsein der Gegenwart fest verankert haben. Sie sind aus der spezifischen Form von Antikebegeisterung hervorgegangen, die von Winckelmanns Neubewertung der antiken Kunst bis zum Ende der alten modernen Welt im Zweiten Weltkrieg die Bildungseliten ergriffen hatte und die Gesellschaft durchtränkte. Wie alle vergleichbaren Rezeptionsvorgänge stellt die Wiederbelebung Olympias nicht bloß die Integration eines antiken Gedankens in die kulturelle Matrix der Neuzeit dar, sondern ist äußerst voraussetzungsreich. Ein solcher Akt basiert auf der Kondition eines spezifisch modernen Bewusstseins, das seinen Blick zwischen den gegenwärtigen Zeitläufen und den eigenen, so verstandenen zeitlichen und geographischen Ursprüngen wechseln lässt. Er setzt ein gewisses Maß an Trauer voraus, die sich angesichts der Distanz des Gegenwärtigen und des Vergangenen ergibt, und gewinnt seine Energie durch den Wunsch, einen Kurzschluss der Zeiten zu bewerkstelligen. Schließlich fordert der Akt ein Arsenal von Techniken wie Philologie oder Archäologie, die das

Vergangene und Verborgene ans Licht heben können, die ihm aber als Medien seiner Sichtbarmachung gleichzeitig eine je ihnen entsprechende Kontur verleihen. Die Rekonstruktion des einerseits Alten gewinnt dabei andererseits immer eine gegenwärtige Dynamik, steht sie doch fest verankert in dem Netzwerk moderner politischer, kultureller und sozialer Interessenlagen, aus dem sie ihren Antrieb gewonnen hat.

Als eine solche „Erfindung der Antike“ im doppelten Sinne, als spezifisch moderne Gestaltung einer antiken Stiftung, zeichnet Alexander Honold Elemente einer Geschichte des Olympiabildes nach. Den Hauptfokus bildet dabei nicht Baron de Coubertins Neugründung der Spiele, die 1896 in Athen ihre moderne Renaissance erlebten, sondern vielmehr Hölderlin. Hinter dessen verstreuten Reflexionen zum Thema vermag die Untersuchung ein deutlich profiliertes Interesse nachzuweisen. Die Entscheidung, Hölderlin zum Ausgangs- und Endpunkt einer im Ansatz kulturgeschichtlichen Archäologie des modernen Olympiagedankens zu nehmen, ist dabei aus zweierlei Gründen vorteilhaft. Einerseits betrachtet sie einen Zug von Hölderlins Griechenland, der bisher noch nicht

systematisch erschlossen war. Andererseits erweist sich Hölderlins Reflexionsniveau als geeignete Höhenlage, um die Möglichkeiten, Probleme und Aporien eines Rezeptionsprozesses, in dem zwei deutlich unterschiedene Zeiten und Orte zusammen gebracht werden, angemessen zu überblicken.

Hölderlins Olympia unterliegt einer Entwicklung, die im *Hyperion* einen ersten erkennbaren Fixpunkt hat. Später, nach den Pindar-Studien, den Sophokles-Übersetzungen und der Frankreichreise, gewinnt seine Beschäftigung mit den kultischen Spielen jedoch einen anderen Akzent, der besonders in den großen Stromhymnen wie dem *Ister* konturiert wird. Die Antikebegeisterung des *Hyperion* wird von Honold in die Geschichte zweier Disziplinen eingetragen: der Archäologie und der Pädagogik. Das späte Denken entwickelt er unter dem Stichwort der Stiftung. Diese drei Begriffe bilden jeweils den Schwerpunkt der drei Kapitel, in die das Buch eingeteilt ist. Von ihnen ausgehend werden kulturgeschichtliche Schlaglichter auf die Geschichte der beteiligten Disziplinen und Institutionen geworfen. Deren Diskurse tragen dazu bei, das dichterische Werk zu erhellen, das wiederum den Bezugsrahmen für die Entwicklung der mit dem Olympiagedanken verbundenen Diskussionen abgibt.

Die Griechenlandsreisenden des 18. Jahrhunderts und Hyperion sehen sich angesichts der verflogenen Glorie der Vergangenheit derselben enttäuschenden Erfahrung gegenüber: Die vermeintlichen Helden der heroischen Zeit sind zu einem gedrückten Volk geworden, das seine Vergangenheit nicht kennt, das deren Monu-

mente, soweit sie noch vorhanden sind, ignoriert und verfallen lässt. Erst der westeuropäische Blick kann unter der südlichen Landschaft die wahren, heroischen Formen entdecken. Gerade der Neugriechen Hyperion sieht mit den Augen des Schwaben Hölderlin, dessen Wahrnehmung des nie gesehenen Landes wiederum von den zeitgenössischen Reisebeschreibungen geprägt ist. Hyperions Erschließung der antiken Überreste Griechenlands mit seinem Lehrer Adamas unterliegt, wie Honold zeigen kann, zunächst einem pittoresken Zugang zur Landschaft und ihrer Geschichte. Topisches Bild dieser Wahrnehmungsweise ist die malerisch mit Ruinen übersäte Landschaft. Ihre Bewegungsform ist die sentimentale Reise, die ihre Sehenswürdigkeiten ohne inneren Zusammenhang entsprechend der eingeschlagenen Route aufeinander folgen lässt. So wie aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Kontingenz der *Voyage pittoresque* der neuen Systematik der Archäologie zu weichen beginnt, so wie unter der Oberfläche der zufälligen Ruinenlandschaft nach Hinweisen auf deren strukturelle Zusammenhänge und deren kulturelle Funktionen gegraben wurde, so gewinnt auch Hyperions Bezug zu Olympia eine archäologische Dimension: Während Adamas die Landschaft zeichnet, gräbt Hyperion antike Trümmer aus und säubert sie. Honolds Nachweis, dass Hölderlin noch vor der offiziellen Wiedererschließung der Anlagen Olympias durch Edgar Dodwell und Martin Leake 1805 bzw. 1806 über die Lage des Zeustempels („Jupitertempel“) orientiert war, ist eine der philologischen Überraschungen der Untersu-

chung. Nach Hölderlin wurden Grabungen in Olympia, trotz der frühen Anregungen Winckelmanns, systematisch erst ab 1875 durch Ernst Curtius und deutsche Archäologen unter der Ägide des Deutschen Reiches durchgeführt, in deren Zuge sich das Arsenal archäologischer Kulturtechniken zur bekannten Trias von „auswärtiger Feldforschung“, „positivistischer Sammlung“ und „heimischer Präsentation“ (S. 75) ausformte.

Die Mission Hyperions erschöpft sich jedoch nicht im Ergraben und Sichern von totem Stein, sondern er strebt nach einer Verlebendigung des Verschütteten, deren Medium nicht mehr die Ruinen, sondern, staatspolitisch, das Land und, soziologisch, die junge Generation sein soll. Die Freischar junger motivierter und idealistischer Kämpfer, mit der Hyperion in den Krieg gegen die Türken zieht, steht als Avantgarde unter diesem Zeichen der Erneuerung. Schon im früheren 18. Jahrhundert – bei Winckelmann genauso wie in Rousseaus oder J. C. F. GutsMuths Pädagogik – steht die Zusammenführung des archäologischen mit dem pädagogischen Programm durch die anthropologische Wende zum ganzen Menschen in Verbindung mit Olympia. Und auch nach Hölderlin greift das Modell weit in die nachfolgenden Jahrhunderte aus. In Form der Erziehung des Körpers zum Zwecke der Formierung einer jugendlichen Avantgarde und, einen Schritt weiter, der Stiftung eines nationalen Identitätsraums wird das Modell des olympischen Agon zu einem der entscheidenden Gravitationszentren der Trias von individuellem Körper, Nation und Krieg: Olympia prägt Jahns

Turnerbewegung des frühen 19. Jahrhunderts genauso wie den Jugendkult der vorletzten Jahrhundertwende, und, germanisiert, die Olympiade von 1936.

Das dritte Stichwort der Untersuchung betrifft das Ziel der Verschränkung von Pädagogik und Archäologie: die Stiftung des antiken Olympia und die Möglichkeit einer Erneuerung der Antike in der Gegenwart. Honold erkundet diese Figur anhand der späten Hymnen Hölderlins, und es gelingt ihm in diesem Teil, pointiert dessen veränderten Zugang zu Griechenland, zur Kultur und zum Mythos, nachzuzeichnen. Winckelmanns paradoxe Fassung des modernen Antikebezugs – „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten“ – findet eine neue Antwort, die problemlos im gegenwärtigen Diskurs der Kulturwissenschaften bestehen könnte.

Hölderlin beginnt, Griechenland nicht mehr als homogene Kultur zu sehen, sondern als einen Raum, der das spätere Europa und Kleinasien verbindet und dessen kulturelle Struktur sich durch Migrationen und Vermischungen ergeben hat. Der Bezug der Modernen zur Antike modifiziert sich entsprechend: Keine Übertragung substantieller antiker Charaktermerkmale in die eigene Kultur steht im Mittelpunkt, sondern es ist gerade der produktive Bezug der Griechen zum Fremden, der aus der eigenen Perspektive nachvollzogen und nachgeahmt werden muss. Verlebendigung der – den Modernen im Wesentlichen fremden Antike besteht im Verfahren der Aneignung des Anderen selbst. Als paradigma-

tisch dafür hat Hölderlin während seiner Sophokles-Studien Homer begriffen. In den leidenschaftlichen Grund des griechischen Charakters brachte der Gründungsvater des Epos mit der Nüchternheit ein fremdes Element ein, das gerade als Fremdes zum eigenen Charakteristikum der Griechen werden konnte. Der Wert der Antike für die Modernen läge umgekehrt darin, in das nüchterne nordische Wesen das fremde Element des griechischen Feuers aufzunehmen. Herakles, der sagenhafte Stifter Olympias, wird in Hölderlins Spätwerk neben Dionysos zur mythologischen Chiffre eines solchen Kulturtransfers, durch den das Fremde im Eigenen zum Sprechen gebracht wird. In Pindars Variante des Mythos hat Herakles von seiner Wanderung zu den Hyperboreern einen schattenspendenden Baum mitgebracht. Den Kämpfern in Olympia sollte dadurch Kühlung zuteil werden. Die mythische Stiftung der Spiele, die die Peloponnes politisch konsolidiert, indem sie ihr ein kulturelles Zentrum schafft, hätte damit emblematisch das Fremde, die Spur der Migration, in sich aufgenommen. Indem Hölderlin im *Ister* den Lauf der Donau als kulturgeographische Verbindungsachse zwischen Süd-

deutschland und Kleinasien gestaltet und Herakles in den nördlichen Gefilden Schatten finden lässt, vollzieht er poetisch aus moderner Perspektive die antike Kreuzung von Fremdem und Eigenem nach.

Neben der Bedeutung Olympias für Hölderlins Denken geht die Untersuchung einer Reihe ausgreifender – und oft genug abführender – Perspektiven in die Geschichte der Archäologie, der Pädagogik, zu Friedrich Ludwig Jahns Turnern, zum Kalendersystem der Französischen Revolution oder zu Hitlers Olympia von 1936 nach. Das macht den kulturgeschichtlichen Reiz des Buches aus, seiner Systematik ist es insgesamt aber abträglich. Auch sind umgekehrt die verfolgten Linien in Hölderlins Denken nicht immer fest genug mit dem Hauptgegenstand Olympia verbunden. Andererseits liegt darin, dass die Untersuchung um eine ganze Reihe von thematischen Zentren gravitiert, auch eine Stärke. Gerade im Assoziationsraum zwischen Hölderlin, der Archäologie, der Pädagogik und dem Begriff der Stiftung spürt der Leser die unterschiedlichen Kraftlinien, die zusammengenommen die Anziehungskraft des Paradigmas Olympia ausmachen.